

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **61 (2004)**

Heft 1

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

JEAN-PIERRE ANDEREGG: *Une histoire du paysage fribourgeois. Espace, territoire et habitat / Freiburger Kulturlandschaften. Materialien zur Geschichte der ländlichen Siedlung* (Hrsg. vom Kantonalen Kulturgüterdienst Freiburg, Freiburg 2002). 364 S., 406 Abb., davon 110 in Farbe.

Der Autor der Bände über die Bauernhäuser (ZAK 46, 1989, S. 323–325) und die Alphütten (ZAK 54, 1997, S. 365–366) des Kantons Freiburg hat nun auch dessen Kulturlandschaften einer eingehenden Studie gewürdigt. Im Aufbau folgte er dem bewährten Schema dieser Bände; für den Inhalt konnte er sich – wie schon bei den Alphütten – an kein Vorbild anlehnen und betrat Neuland.

Unter dem Motto: Von der Natur- zur Kulturlandschaft beginnt das Werk mit *Geographie und Geologie*, angefangen beim Stein, seinen Gruben, seiner Verwendung an Bauten, dargestellt anhand ausgewählter Beispiele, mit zahlreichen Bildern; geht dann über zur *Vegetation* mit dem lebenswichtigen und erneuerbaren Rohstoff Holz (Waldgebiete, Hof- und Parkbäume, Hecken).

Darauf folgen logischerweise *Die Landwirtschaft und Agrarlandschaften*, doch werden sie nur an zwei Möglichkeiten abgehandelt: an den Beispielen der «Dreifelderwirtschaft» und des grössten Landwirtschaftsbetriebs des Kantons (Strafanstalt Bellechasse). Gewiss hat die Dreizelgenwirtschaft (so der heute gebräuchlichere Name) grosse Teile der Freiburger Landschaft bleibend geprägt, namentlich im untern Kantonsteil, wo sie bis ins 19. Jahrhundert ausgeübt wurde. Im Hügelland wurde sie jedoch oft schon am Ende des Mittelalters aufgegeben, daher hätte man sich auch ein Beispiel der dort üblichen Bebauungsart gewünscht.

Auf einfach-eindrückliche Weise werden Veränderungen sichtbar gemacht, z.B. die Güterzusammenlegungen in den Gemeinden Agriswil, Büchslen, Gempnach und Ried, wo innert dreissig Jahren aus 3900 Besitzerparzellen von durchschnittlich 17 a durch Jahrhunderte Dreizelgenwirtschaft und Realteilung zersplitterten Agrarlandes, neu 654 zusammenhängende Parzellen von durchschnittlich 1 ha entstanden: Zwei Pläne und eine Luftaufnahme genügen zur Verdeutlichung dieser eingreifenden Veränderung. Allerdings sind die Karten an einigen Stellen so klein geraten, dass auch mit der Lupe wegen des Rasters wenig zu sehen ist.

Stark prägend auf die Landschaft wirkte sich die Gewohnheit der Freiburger Patrizier aus, sich mit Landgütern zu versehen und dort den Sommer zu verbringen. *Herrschaftliche Wohnstätten* heisst das entsprechende Kapitel und beginnt bei den Landsitzen der Römerzeit. Rund 100 nachgewiesene oder vermutete römische Siedlungen werden aufgelistet, ihnen entsprechen 64 mittelalterliche Burgstellen oder 186 nachmittelalterliche Landsitze (ohne die nicht erwähnten Klostergüter und Alpen); diese Liste ist mit Vorsicht aufzunehmen: Es gab Domänen ohne Herrschaftsgebäude, andererseits auch Campagnen ohne zugehöriges Landgut.

Beim Kapitel *Orts- und Familiennamen* fragt man sich, ob sie denn wirklich Bestandteil einer Landschaft seien. Antwort: Orts- und Flurnamen sind «oft die einzigen flächendeckenden Zeugen der frühen Siedlungslandschaft» (S. 100). Mit Recht findet der Autor: «Es ist auch hier nicht der Ort, sich über die alte Streitfrage

des Verhältnisses von Burgundern und Alemannen auszulassen» (S. 101), verweist jedoch nur auf die Ortsnamenforschungen von Paul Aebischer (1976) und Peter Glatthard (1977), nicht auf die in diesem Zusammenhang viel aussagekräftigeren archäologischen Befunde. Bedenkenswert ist der Absatz «Flurnamen, ein bedrohtes Kulturgut», wobei zu bemerken ist, dass nicht nur die neuen Strassennamen vielfach die Flurnamen bedrohen, sondern noch in viel stärkerem Ausmass die neuen EDV-gestützten Grundbucheintragen, bei welchen oft die zahlreichen zusammenhängenden Parzellen eines Bauernhofes zu einer einzigen «fusio-niert» werden, wobei sämtliche Flurnamen verloren gehen.

Wenn schon Namen zur Kulturlandschaft gehören, dann erst recht die *Bevölkerungs- und Sozialstruktur*, deren Entwicklung Anderegg vom 15. bis ins 20. Jahrhundert nachzeichnet. Sehr aufschlussreich werden die Fotos einer Bauern- und einer (ehemaligen) Patrizierfamilie einander gegenübergestellt. Bei den Bauern im Sensebezirk am Ende des 19. Jahrhunderts von einer «multikulturellen Gesellschaft» zu sprechen, bloss weil sie neben der grossen katholischen Mehrheit eine beträchtliche Minderheit eingewandelter und damals noch nicht integrierter reformierter Berner umfasste, scheint mir übertrieben. Hier trifft der französische Ausdruck «interculturelle» den Tatbestand besser.

Im Kapitel *Territorialität zwischen gestern und morgen* versucht der Autor einen Begriff zu geben von der politischen und kirchlichen Einteilung. Die Pfarrgemeinde (Kirchspiel) war in der ganzen Alten Landschaft – dem Kerngebiet der Freiburger Stadtherrschaft, das durch die vier Venner direkt verwaltet wurde – bis zur Gründung der politischen Gemeinden 1831 die unterste Verwaltungseinheit, nicht nur im Sensebezirk, der damals noch gar nicht existierte. Viele von ihnen bestanden aus mehreren Schrotten (frz. Quartier), die sich 1831 meist als politisch selbständige Gemeinden konstituierten. Jeder Pfarrgemeinde standen mindestens zwei (oder einer je Schrot) Geschworene vor, die so hiessen, weil sie vereidigt waren. Ihre Aufgaben waren sowohl kirchlich – der entsprechenden Hierarchie unterstellt –, wie weltlich, wo sie den Vennern unterstanden und die Anordnungen der Regierung umzusetzen hatten. Keineswegs darf man sie den heutigen Pfarreiräten gleichsetzen, wie dies auf S. 129 geschieht (wo übrigens auch das Bild nicht zur Legende passt).

Anschliessend spricht der Autor von der «Landgemeinde», meint aber die *Dorfgemeinde oder Dorfschaft*, d.h. jene Organisation, die wahrscheinlich schon beim Urbarmachen des Landes entstand, deshalb über eigene Statuten verfügte und in der Folge den gemeinsamen Besitz der Gemeindegossen oder *Gemeinder* verwaltete und unabdingbar war bei der Dreizelgenwirtschaft. Allein auf dem Gebiet der als Beispiel angeführten Pfarrgemeinde Tafers gab es in jedem der Schrote mehrere Dorfgemeinden, die teilweise noch heute als Verwalter des Bürgerbesitzes funktionieren. Wieweit und weshalb sich daraus politische Gemeinden entwickelten – wie im Falle von Pierrafortscha –, müsste genauer untersucht werden. Die angeführten Ausnahmen Neuhaus und Zumholz sind keine, sie waren ehemalige Schrote. Dem Autor ist aus diesem Mangel kein Strick zu drehen, sind doch die

Strukturen der Gemeinden in der Alten Eidgenossenschaft bisher noch kaum untersucht worden – lieber überträgt man unbeschriebene Forschungsergebnisse aus dem Ausland auf unsere zweifellos ungleich komplexeren Verhältnisse.

Der *Sakrallandschaft* ist das letzte Kapitel gewidmet: Im Kanton soll es im katholischen Teil 249 freistehende Kapellen (noch in Funktion oder längst profaniert?), in jeder dritten Pfarrei eine Lourdes-Grotte und im Sensebezirk allein über 150 Wegkreuze geben. Im reformierten Murtenbiet beschränkt sich die Religion auf einige Hausinschriften. Dann geht es um die Lage von Pfarrkirchen, Wallfahrtsorten und Prozessionswegen.

Der zweite Teil des Buches ist den *Siedlungen* gewidmet mit 48 Monografien, gegliedert nach Bebauungsmustern, Streusiedlungen, Höfen (worunter viele ehemalige Herrengüter), Weilern, Arbeiter- und Gewerbesiedlungen (besonders ansprechend jene im Galterntal); jeweils mit Luftaufnahme, einem oder zwei Situationsplänen (zeitlich gestaffelt), Ansichten, oft auch bemerkenswerten Details (z.B. künstlerisch gestalteten Türrstöcken); der Text in der Ortssprache mit Zusammenfassung in der zweiten Amtssprache. Hier offenbart sich Andereggs Meisterschaft am stärksten: gescheite Auswahl, Charakterisierung mit Einordnung in prägnanten Formulierungen, Veranschaulichung mit klug eingesetzten grafischen Mitteln; hier eine Tabelle (Besitzerfolge), dort ein passendes Zitat.

In einem Anhang werden einige Dokumente transkribiert: Lehensanerkennung, Verträge, Allmendsreglemente, gefolgt von einem zweisprachigen Glossar, Tabellen (Herrensitze, zweisprachige Ortsnamen, Wüstungen, steuerpflichtige Haushaltungen nach der Nidau- [1387] und der Greyerzsteuer [1555], Marien-Grotten) und schliesslich ein Ortsregister. (Die Legende der Situationspläne findet sich auf französisch brauchbar auf einem Extrablatt, auf deutsch unbequem auf der drittletzten Buchseite, statt auf der leeren Rückseite der französischen.)

Das Buch ist durchwegs zweisprachig, doch bieten die Texte nicht in beiden Sprachen dieselben Inhalte. Meist ist der übersetzte Text etwas abgekürzt. Zuweilen wurden Beispiele nicht übersetzt, sondern durch solche aus dem betreffenden Sprachgebiet ersetzt. Häufig fehlen in einer Sprache ganze Textteile, namentlich im Französischen, wenn etwa die Fachausdrücke nicht zur Hand oder schwieriger zu übersetzen waren: Zum Beispiel fehlt auf S. 35 (Treyvaux) der kommentierende Schluss: «gebaute und natürliche Umwelt waren unmittelbar aufeinander bezogen». Auf S. 39 fasst der französische Text über den Galmwald fünfzehn Zeilen, der deutsche nur deren acht. Auf S. 44 fehlt das französische Äquivalent ganz. Oft ergänzen sich die Texte der beiden Sprachen. Hier und da wirkt die Formulierung in Andereggs deutscher Muttersprache hilflos: «In den untersuchten traditionellen bäuerlichen Hofanlagen bildet die Linde der wichtigste Baum, mit Abstand gefolgt von Rosskastanie und Nussbaum.» (S. 40). – Zweisprachigkeit für Zweisprachige, immer noch viel besser als gewisse Behörden in diesem Kanton, welche die Zweisprachigkeit nur für die Propaganda brauchen, im Alltag jedoch tunlichst ignorieren.

Weshalb Geographie nach der alten und Monografie nach der neuen Schreibweise erscheint, ist nicht ersichtlich.

Stutzig macht allerdings bereits der Titel des Buches: «Une histoire du paysage fribourgeois. Espace, territoire et habitat / Freiburger Kulturlandschaften. Materialien zur Geschichte der ländlichen Siedlung». Der Begriff «Kultur» hat auf französisch eine andere Bedeutung als auf deutsch, er ist nicht übersetzbar. Der Zusatz im französischen Titel soll ergänzen, was dem französischen «paysage» zur Kulturlandschaft fehlt. Was meines Erachtens zu beanstanden ist: Der französische Titel rückt die Geschichte in den Vordergrund, aus «Materialien zur Geschichte» wird «une histoire» und damit ein Anspruch erhoben, den das Werk nicht erfüllt, es ist kein Geschichtsbuch. Der Autor ist denn auch

Volkskundler, nicht Historiker; er bietet Momentaufnahmen und Muster, kaum historische Abläufe. Ob da Leute sich einmischten, die gerne den Mund voll nehmen, doch bei der Ausführung für unsere Begriffe oft zu schnell zufrieden sind? Oder liegt die Schuld bei der Zeitnot – wohin einige Spuren deuten? Das Werk musste erscheinen, ehe sein Autor ausschied: Der Kanton liess es sich nicht angelegen sein, einen so vorzüglichen Mitarbeiter in seinem Dienst zu behalten.

Im Ganzen haben wir aber dennoch ein gelungenes, gefälliges und trotz der komplexen Materie leicht lesbares Werk vor uns, mit zahlreichen Abbildungen, darunter Pläne, Karten oder Zeichnungen und 112 Fotos. Es herauszugeben war ebenso mutig wie notwendig, betrachtete doch der Entwurf zum Richtplan des Kantons Freiburg von 2001 die Landschaft schlicht als inexistent und wischte entsprechende Vorarbeiten einfach unter den Tisch.

Peter F. Kopp

HANS-RUDOLF MEIER / DOROTHEA SCHWINN SCHÜRMANN (Hrsg.): *Schwelle zum Paradies. Die Galluspforte des Basler Münsters* (Verlag Schwabe & Co AG, Basel 2002). 184 S., 115 Abb., davon 18 farbig.

Im Hochmittelalter entstand am Oberrhein eine ganze Serie von skulptierten Portalen, in deren Tympana der thronende Christus zwischen den Apostelfürsten Petrus und Paulus erscheint. Solche Darstellungen finden sich beispielsweise in Sigolsheim, Marlenheim, Eguisheim und Andlau. Doch ohne Zweifel kann man in der spätromanischen Basler Galluspforte das bedeutendste Exemplar dieser Gruppe bewundern, denn sie zählt zu den schönsten und auch originellsten Figurenportalen des Mittelalters überhaupt.

In den letzten Jahren wurde dieses Portalensemble freilich von der Forschung etwas stiefmütterlich behandelt. Zwar beschäftigten sich in den vergangenen Jahrzehnten einige verstreute Aufsätze damit, seit geraumer Zeit ist indes keine grösser angelegte Studie mehr erschienen. So darf die vorliegende Publikation, die im Übrigen ihren Anstoss aus einem gemeinsamen Seminar der kunsthistorischen Seminare der Universitäten Basel und Bern unter der Leitung von Norberto Gramaccini und Hans-Rudolf Meier bezog, als ein lange erwartetes Desiderat begrüsst werden.

Der Band gliedert sich in zwei Teile. Der erste umfasst eine Reihe von wissenschaftlichen Aufsätzen zu Forschungsstand, Architektur, Polychromie, Ikonographie und zum kunsthistorischen Stellenwert des Portals. Der zweite Teil bildet den Katalog einer Ausstellung zur Galluspforte, die im Museum Kleines Klingental in Basel stattfand und von September 2002 bis Februar 2003 dauerte.

Wie sich der Einleitung entnehmen lässt, setzt sich die Publikation zum Ziel, eine über die Ausstellung hinaus wirkende Zwischenbilanz der Forschung zu liefern.

Für ein solches Unterfangen war eine Darstellung des Forschungsstandes vonnöten, die von Dorothea Schwinn Schürmann

besorgt wurde (S. 20 ff.). Sie geht in diesem Kontext auch der Restaurierungsgeschichte nach und öffnet einen Einblick in die überlieferte Bildgeschichte. Als eines der schwierigsten Problemfelder erwies sich in der Forschungsgeschichte von Anfang an die zeitliche Einordnung des Portals. Ein grosser Teil der Forschung geht davon aus, dass die Galluspforte im Zuge eines spätromanischen Neubaus der Basler Kathedrale errichtet wurde. Als wichtig erwies sich in diesem Kontext die Wertung einer Quelle, die von einem Brand im Jahr 1185 Nachricht gibt. Diese Angabe wurde in einer Nachtragsnotiz in den sogenannten «Annales Alamannici» verzeichnet und in den «Monumenta Germaniae Historica» veröffentlicht. Der Münsterbau und mit ihr die Galluspforte, glaubte nun die ältere Münsterforschung – insbesondere Hans Reinhardt –, seien nach dem Brand 1185 neu errichtet worden. Eine gewisse Verwirrung stiftete daraufhin die nochmalige Bearbeitung der originalen «Annales Alamannici» durch Walter Lendi im Jahre 1971, in der auch der Nachtrag neu ediert und die Jahresangabe des Brandes durch die Zahl 1085 ersetzt wurde. Vor dem Hintergrund dieser Korrektur konnte die Brandnachricht für die Errichtung des spätromanischen Neubaus, der aus stilistischen Gründen mit Sicherheit frühestens in das 12. Jahrhundert zu verorten ist, so gut wie keine Rolle mehr spielen, und die Datierung des Münsters rückte nach hinten. François Maurer-Kuhn etwa legte den Beginn der Arbeiten in die Zeit des Bischofs Ludwig von Froborg (1164–79) und nahm folgerichtig für die Galluspforte eine Entstehungszeit um 1170 an. Eine Korrektur erfolgte dann wieder durch den Altgermanisten Michael Bärmann, der eine erneute Sichtung der originalen Quellen vornahm und die den Brand betreffende Jahreszahl ganz eindeutig wieder als «1185» lautend identifizierte. Dieser Befund konnte von zwei Mitautoren des vorliegenden Bandes Hans-Rudolf Meier und Carola Jäggi vor Ort in der Bibliotheca Capitolare di Monza bestätigt werden. Damit ist die vormalige, insbesondere von Hans Reinhardt vertretene Spätdatierung des Münsterbaus doch wieder etwas wahrscheinlicher geworden.

Der zweite Problemkomplex, der die Forschung über Jahrzehnte hinweg nachhaltig beschäftigte, war die Frage, ob die Pforte von Anfang an für das Nordquerhaus konzipiert und errichtet oder ob sie nachträglich dorthin versetzt wurde. Stildifferenzen der Skulptur im Verbund mit Unregelmässigkeiten im Versatz und – wie zum Teil angenommen – auch in der ikonographischen Gestaltung des Portals veranlassten einen Teil der Forschung dazu, die Galluspforte als ein Flickwerk anzusehen, das aus den Resten einer für die Westfassade konzipierten Portalanlage zusammengefügt wurde. Vor allem sollen Versatzstücke eines Weltgerichtsportals in die Verlegenheitslösung am Nordquerhaus miteingegangen sein. Befürworter dieser These dominierten die Forschung bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts. In den neunziger Jahren wurden dann wieder Stimmen laut, die, insbesondere mit Blick auf das durchaus auch als Einheit zu lesende Bildprogramm, in der heutigen Erscheinung der Galluspforte wieder ihren originalen Zustand erblickten.

Schwinn Schürmann tat gut daran, diese Forschungsbilanz etwas ausführlicher zu gestalten, denn sie erleichtert dem Leser das Verständnis des vorliegenden Bandes, weil dessen Beiträge meist direkt an die älteren Diskussionen der Forschungsliteratur anknüpfen.

Hans-Rudolf Meier zum Beispiel setzt sich mit der Frage der nachträglichen Versetzung des Portals auseinander (S. 32 ff.). Auch ohne aufwendige Bauuntersuchung gelingt es ihm, allein aus dem sichtbaren Befund von Aussen- und Innenansicht der nördlichen Querhauswand heraus, die von der älteren Forschung gelieferten Argumente für einen nachträglichen Einbau der Galluspforte in die schon bestehende Mauer überzeugend zu widerlegen. Dass Unregelmässigkeiten und Ungereimtheiten im Versatz der einzel-

nen Bauglieder des Portals zu konstatieren sind, bestreitet Meier nicht, der Vergleich mit anderen Bauten zeigt aber, dass diese im mittelalterlichen Bauvorgang durchaus üblich waren. Bei der Hochmauerung der Stirnwand des Nordquerhauses war schon immer ein Portal vorgesehen, konstatiert er mit Blick auf das Fugenbild der Aufmauerung, und der Befund liesse durchaus Rückschlüsse zu, wie der Bauverlauf vonstatten gegangen sein könnte. «Man mauerte von Westen in Richtung Portal, baute dieses auf, verzahnte es mit der Mauer und führte diese nach Osten fort» (S.34). Was die Datierung anbelangt, mahnt Meier zur Vorsicht, auch der Brand von 1185 muss nicht zwingend den Anlass für den Neubau gegeben haben. Allenfalls sprechen andere Indizien für eine späte Datierung, etwa die dendrochronologisch gesicherte Entstehung der hölzernen Querhausrose in die 1220er Jahre, die sich mit der Galluspforte in näherem baulichen Zusammenhang befindet.

Auch wenn die «Zweitverwertung» des Portals damit so gut wie ausgeschlossen werden kann, so gibt es im mittelalterlichen Kirchen doch genügend Beispiele, bei denen eine solche Wiederverwendung tatsächlich nachzuweisen ist. Diesen geht Stephan Albrecht nach, und er fragt nach den möglichen Gründen für ein solches Vorgehen (S. 114ff). Weniger finanzielle Überlegungen scheinen dafür den Anlass gegeben zu haben, vielmehr sei es den Kirchenverantwortlichen nicht selten darum gegangen, «mit den materiellen Überresten am Portal an die Gründung» (S.122) der Kirche zu erinnern, das alte Portal konnte somit zu einer Art «steinerne Gründungsurkunde» avancieren.

Als am Ende der achtziger Jahre die Galluspforte einem grossangelegten Restaurierungsprojekt unterzogen wurde, hat man auch die zahlreichen noch vorhandenen Farbfassungsreste gesichert und dokumentiert. Auf der Grundlage des damaligen Restaurierungsberichts basiert der Beitrag von Bianca Burkhart über die Farbgebung des Portals, wobei sie die damaligen Befunde mit eigenen Beobachtungen und Untersuchungen ergänzt (S. 44 ff). Selbstverständlich waren bei der Basler Befundsicherung keine so spektakulären Ergebnisse wie am Portail Peint in Lausanne zu erwarten, wo nach einer aufwändigen konservatorischen Kampagne die noch reichen Restbestände der hochmittelalterlichen Farbfassung in der Weise freigelegt und gesichert werden konnten, dass sie heute wieder das Erscheinungsbild des waadtländischen Portals bestimmen. Gleichwohl erlauben es die wenigen an der Galluspforte erhaltenen Partikel, ein ungefähres Bild über die Abfolge der Farbfassungen zu gewinnen, von denen sich deren vier unterscheiden lassen. Während die beiden jüngeren als monochrome Ölfarbenanstriche in ihrer ästhetischen Wirkung wohl der heutigen Steinsichtigkeit nahe kamen, konnten die beiden ersten Fassungen als ölgebundene Polychromien identifiziert werden. Besonders die Älteste darf man sich wohl in kräftigen Farbtönen gestaltet vorstellen, die kontrastierend voneinander abgesetzt waren. Als Besonderheit konnte hier auch, wie es Andreas Küng in einer Miszelle beschreibt, das seltene Blaupigment Vivianit nachgewiesen werden, das in der Wand- und Fassmalerei nur in einem begrenzten Zeitraum zwischen 1150 und 1235 in Gebrauch war (S.52 ff.). Diese erste Fassung muss wohl schon bald nach Fertigstellung des Portals aufgetragen worden sein, weil zwischen der Sandsteinoberfläche und der Grundierung keine Schmutz- oder Ablagerungsschicht zu identifizieren war.

Carola Jäggi beschäftigt sich mit den beiden Stifterfiguren im Tympanon, und sie weist nach, dass es sich dabei tatsächlich um die Donatoren des Portals handeln muss und nicht um Künstler oder Architekten, wie es in der Forschung schon verschiedentlich vorgeschlagen wurde (S. 104 ff.). Zudem spricht sich Jäggi dagegen aus, in der knienden Männerfigur einen Geistlichen zu sehen, wie auch schon vermutet wurde, sondern sie plädiert dafür, hier einen Laien, etwa einen Niederadligen oder einen Ministerialen zu er-

kennen, der mit der Stiftung für sich und seine Frau den Einlass ins Himmelreich erhoffte. Über die genaue Identität der Figuren, räumt die Autorin ein, können bei der derzeitigen Quellenlage keine näheren Aussagen gemacht werden.

Christian Förster fragt in seinem Beitrag nach dem Verhältnis der Galluspforte mit verwandten Portalen (S. 94 ff.). Unter anderem problematisiert er nochmals den Bezug zum heute zerstörten Portal in Petershausen, dessen einstmaligen strukturellen und ikonographischen Analogien zum Basler Ensemble, insbesondere bezüglich der Barmherzigkeitsreliefs an den Portalseiten, in der Forschung immer eine zentrale Rolle gespielt haben. Dies lag nicht zuletzt an dem Umstand, dass man in Petershausen weit sicherere Anhaltspunkte für eine Datierung besitzt, das Portal entstand wohl zwischen 1173 und 1180. In Försters Beitrag finden sich auch einige Bemerkungen zum Figurenstil, das Tympanonfragment von Altkirch-St-Morand scheint dahingehend dem Basler Ensemble am nächsten zu kommen.

Norberto Gramaccini geht den Bezügen der Galluspforte zur römischen *Porte Noire* in Besançon nach und deutet dabei die formalen Übernahmen als ideologisch begründete Zitate (S. 56 ff.). Im mittelalterlichen Besançon gelangte der antike Triumphbogen in den Besitz des Kapitels der Kathedrale von St. Jean und diente dort in der Folge als vorgelagertes Kirchenportal und Glockenturm. Der vormals heidnische Torbogen wurde der Kathedrale dieser damals sehr bedeutenden Stadt somit «inhaltlich einverleibt» und seitdem auch für repräsentative Aufgaben instrumentalisiert. Die antiken Reliefs des Bogens hat man fortan einer «interpretatio Christiana» unterzogen. Die ehrgeizigen Besançonner Bischöfe wollten damit einen Rom-Bezug schaffen, denn «der Verlauf des Investiturstreites steigerte die Dringlichkeit einer ideologischen Besetzung der antiken Hinterlassenschaften» (S. 61). Das Basler Münster, das ja bekanntlich ein Suffragan der Besançonner Kathedrale war, betonte nach Gramaccini mit dem Zitat der *Porte Noire* in der formalen Gestaltung der Galluspforte ihren Anspruch auf Gleichrangigkeit mit dem Sitz des Erzbistums. Wie die *Porte Noire* sollte auch das ebenfalls im Norden situierte Basler Portal die Rolle eines Stadttors übernehmen, das am Palmsonntag in das Himmlische Jerusalem führte.

Nicht durchweg nachvollziehen kann man indes die Kunsthistorikerschelte, die Gramaccinis Ausführungen leitmotivisch begleiten. Er wirft der älteren Forschung vor, den Architekten der Galluspforte zum Eklektiker degradiert zu haben, indem sie ihn in weiten Reisen nach Italien und Frankreich die Einzelformen für sein Portal zusammensuchen liess. Die Basler hätten ihren Architekten nach Gramaccinis Meinung jedoch aus den genannten Gründen «nach Besançon statt in die Lombardei oder in die Emilia» geschickt. Bei dieser Folgerung ist indes folgendes zu bedenken. Nach einhelliger Meinung der Autoren des Bandes entstand die Galluspforte im Kontext des spätromanischen Neubaus. Der Architekt der Pforte war dann jedoch mit dem für den gesamten Kirchenbau Verantwortlichen identisch. Da eine solche Architektur im 12. Jahrhundert allerdings nicht zuvorderst auf der Konzeption am Reissbrett – es gab damals vermutlich noch keine massstabgetreue Planzeichnung – sondern auf praktischen Erfahrungswerten beruhte, war der Architekt gezwungen, sich diese auf Reisen in der Anschauung fertiggestellter Bauten und vielleicht auch beim Besuch von Grossbaustellen anzueignen. Das komplizierte Basler System der auf Gliederpfeilern ruhenden Kreuzrippenwölbung erfordert diese praktische Erfahrung, und die von Peter Kurmann und Hans Reinhardt festgestellten formalen Analogien mit italienischen und französischen Bauten, die hier die Vorreiterrolle spielten, sprechen ganz für sich. Der Basler Architekt musste also sowohl in Besançon, von woher er ohne Zweifel die Anregung für die äussere Rahmung des Portals bezog, als auch in Norditalien und in Nordfrankreich gewesen sein. Gerade weil es

der Basler Baumeister vermochte, Anregungen aus sehr unterschiedlichen Richtungen zu verarbeiten, entstand eines der kunstvollsten Gebilde der mittelalterlichen Portalarchitektur. Absolut zu Recht stellt Gramaccini schliesslich auch fest, den Baslern wäre daran gelegen gewesen, die «Figurensprache der modernen Entwicklung anzupassen, die das Portal in der Ile-de-France mittlerweile beschritten hatte.» (S. 63)

Als geradezu vorbildlich darf der Beitrag von Albert Dietl über die Barmherzigkeitsreliefs bezeichnet werden, der Aufsatz entspricht dem, was man von einer modernen ikonographischen Studie über ein solches Bildthema erwartet (S. 74 ff.). Zunächst wird der Rolle des biblisch begründeten Sujets in der Theologiegeschichte nachgegangen, bevor auf seine Entwicklung im Bild verwiesen wird. Dazu parallel erörtert Dietl die sozialgeschichtliche Relevanz des Themas, die sich schliesslich für das Basler Bildprogramm als bedeutend erweist, wenn die Barmherzigkeitsreliefs in differenzierter Weise mit dem Gesamtprogramm der Galluspforte in Beziehung gesetzt werden.

Sibylle Walter widmet sich in ihrer Untersuchung den beiden Johannes-Figuren, die das Tympanon flankieren und liefert einige interessante Verweise auf die Bildgeschichte der nicht selten paarweise miteinander auftretenden neutestamentlichen Namensvettern (S. 64 ff.). Überzeugend ist auch ihre Annahme, dass auf dem Spruchband des Evangelisten die Anfangsworte seines Evangeliums «in principium erat verbum» verzeichnet waren. Damit sind die beiden Johannesfiguren für die christologischen Verweise innerhalb der Galluspforte zuständig, der Jüngere kündigt von der Inkarnation des Gottessohnes, während der Täufer mit seinem Fingerzeig auf das Gotteslamm dessen Erlösertod prophezeit.

Etwas Ratlosigkeit hinterlässt indes die These der Autorin, das gesamte Bildkonzept der Galluspforte werde von einer «Johanneischen Theologie» bestimmt. Letztere spielt zwar in der modernen theologischen Bibelauslegung eine wichtige Rolle, etwa um sie von einer «paulinischen Theologie» abzugrenzen; für ihre Projektion auf ein hochmittelalterliches Bildsystem hätte es allerdings einer besseren Absicherung anhand der zeitgenössischen Exegese bedurft. Das von der Autorin angeführte Zitat aus «Contra felicem» von dem karolingischen Gelehrten Paulinus von Aquileia kann allenfalls für die Interpretation der beiden Johannesfiguren hilfreich sein, sie indes als «für das Programm massgebend» zu interpretieren, scheint doch etwas übertrieben. Nicht immer kann man den von der Autorin entdeckten Analogien des Basler Portalprogramms mit der «Johanneischen Theologie», das heisst im Grunde mit von ihr im Evangelium und in der Offenbarung des Johannes zusammengetragenen Aussagen, folgen. Vor allem dort, wo wirkliche Eigenheiten des Johannes-Evangeliums zur Sprache kommen, etwa bezüglich der Lichtsymbolik, gelingt es dem Beitrag nicht durchwegs, konkrete Verbindungen mit der ikonographischen oder formalen Gestaltung des Portals offen zu legen. Tatsache bleibt, dass die auffälligsten biblischen Verweise der Portal-Ikonographie, wie die Jungfrauenparabel und die Barmherzigkeitsreliefs, dem Matthäus- und nicht dem Johannesevangelium entnommen sind. Und die darin thematisierte, theologisch doch eher schlichte Problematik der Werkgerechtigkeit korrespondiert nicht unbedingt mit der hohen Theologie der Frühscholastik, mit der sich nach Meinung der Autorin das Bildprogramm der Galluspforte auseinandersetzt. Die zentrale Bildgruppe im Tympanon, welche die den Weltenherrscher flankierenden Apostelfürsten Petrus und Paulus zeigt, spielen in dieser Interpretation auffälligerweise keine Rolle. Anschaulicher gelingt es da dem schon erwähnten Beitrag von Albert Dietl, das gesamte Bildsystem auf einen Nenner zu bringen: «Wie die Wohltäter mit ihren karitativen Gaben Christus in Gestalt der Armen, wie sie im Sinnbild der Klugen Jungfrauen mit dem Öl ihrer Barmherzigkeit Christus in Gestalt des Bräutigams entgegneten, so werden sie, im antizipa-

torischen Modus des Stifterbildes, im Paradies der endgültigen Gemeinschaft mit Christus und dem Eintrag in das Buch des Lebens zugeführt – dank der Vermittlung der Apostelfürsten, den Begründern der klerikalen Amtskirche als Verwalterin des himmlischen Gnadenschatzes» (S.90).

Abschliessend noch ein Wort zum Katalogteil des Sammelbandes, der die Wechselausstellung zur Galluspforte im Museum Kleines Klingental begleitet hat (S.130 ff.). Die einzelnen Beiträge wurden durchweg von Studenten geschrieben, die das gemeinsame Seminar der Universitäten Basel und Bern besuchten und in eigener Initiative und selbstständiger Arbeit die Ausstellung konzipierten. Diese bestand grösstenteils aus älteren, von den Originalen abgenommenen Gipsabgüssen, die mit begleitenden Kurzkomentaren versehen wurden. Man merkt den einzelnen Katalogbeiträgen das Engagement richtiggehend an, mit dem diese Aufgabe angegangen wurde, wobei die gut lesbaren, für ein breiteres Publikum konzipierten Texte durchaus auch eigenstän-

dige Ideen entwickeln. Zweifelsohne findet sich hier ein gelungenes Beispiel dafür, wie mit einem motivierten Teilnehmerkreis universitäre Lehrveranstaltungen in praktische kunsthistorische Initiativen münden können, die sich die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit sichern können.

Als abschliessendes Fazit kann dem von Karin Rütsche optisch sehr ansprechend gestalteten Band bescheinigt werden, dass er mehr als nur eine Zwischenbilanz der Forschung zu ziehen imstande ist; er wird auf absehbare Zeit das entscheidende Referenzwerk für die Beschäftigung mit dem Basler Portal bleiben. Wenn jetzt noch in Kürze der von Peter Kurmann herausgegebene Tagungsband des Kolloquiums über das Portail Peint in Lausanne erschienen ist, dann werden die beiden bedeutendsten hochmittelalterlichen Figurenensembles der Schweiz endlich wieder die ihnen gebührende wissenschaftliche Aufmerksamkeit gefunden haben.

Bruno Boerner

* * * *